

# Illustrirtes Unterhaltungsblatt



**Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse**  
 und deren Sonder-Ausgaben.  
 Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg

## —♦ Die Heimat. ♦—

Wo dort hinter jenem Berge  
 Sich der Aar im Aether wiegt,  
 Ob dorthin in jener Ferne  
 Meine süße Heimat liegt?

Wüßte einer mir zu sagen,  
 Ob sie nahe oder fern,  
 Ob im Himmel, ob auf Erden —  
 Ach, ich wüßte es gar zu gern.

Doch die ich geliebt auf Erden  
 Gingen all' zum Himmel ein,  
 Und so wird auch wohl im Himmel  
 Meine süße Heimat sein.

f. Brunold.

## Wiedererstandenen.

Roman

von M. C. Braddon.

[Fortsetzung.] [Nachdr. verboten.]

Einige Augenblicke war Alles finster um sie her, aber während Doktor Rolling sich anstrengte, das Dunkel zu durchdringen, öffnete Lucie eine der Dachluken, und ein Strahl der untergehenden Sonne erhellte die mit allerlei Gerümpel angefüllte Bodenkammer. „Dort steht der Schrank!“ rief Lucie, nach dem äußersten Winkel der Kammer deutend.

Alle Bilder ohne Rahmen waren an die Schrankthür gelehnt. Doktor Rolling mußte über verschiedene schwere Gegenstände klettern, die ihm den Weg versperrten, Lucie hinter ihm drein, und nach wenigen Minuten standen Beide vor dem Schrank. Das letzte Tageslicht fiel in diesen Winkel.

Zunächst mußten die Bilder entfernt werden. Doktor Rol-



**Kleopatra.** Nach dem Gemälde von Professor Adolf Echter-München.  
 [Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.]

ling stellte eines nach dem anderen bei Seite. Zu seinem Erstaunen bemerkte er unter dem wertlosen Plunder ein eingerahmtes Bild, das nach dem Aussehen der Leinwand offenbar ein Werk der neueren Zeit war. Erkehrte es dem Lichte zu und erblickte das Gesicht des Mannes, den er in der Wildnis erschossen hatte.

Zum Glück für Doktor Rolling kniete er, als er die Entdeckung machte, auf dem Boden, den Rücken Lucie zugewendet. Sobald er das Portrait ins Licht gerückt hatte, stieß sie einen Schrei der Ueberraschung aus — seinem Munde ent schlüpfte kein Laut. Er war von dem Unerwarteten noch ganz betäubt und starrte wie entgeistert das Gesicht an, das ihn im Wachen wie im Traum verfolgte, und das vergessen zu können, er Jahre seines Lebens hingeben haben würde. Es war dasselbe Gesicht — das stand über

jedem Zweifel — nur in der Blüte der Jugend, dieselben durchdringenden Augen, die gebogene Nase, die unverkennbare niedrige Stirn, das schwarze Haar und die eigentümlich gewölbten Brauen.

„Das Porträt meines Vaters,“ rief Lucie, die sich schnell von ihrer Ueberraschung erholt hatte. „Hierher warf Großpapa das Bild seines einzigen Sohnes!“

„Dein Vater?“ stöhnte Doktor Kolling und das Bild entglitt seinen kraftlosen Händen. „Der Mann dort soll Dein Vater sein?“

„Ja, mein geliebter Vater.“

Sie hob das Bild auf, trug es zu einer Stelle, wo es noch mehr Licht hatte, und legte es sorgsam auf einen alten Vorhang nieder.

„Ich wundere mich, daß Du nach so vielen Jahren noch im stande bist, Dich seiner Züge zu erinnern,“ sagte Kolling, der seine Selbstbeherrschung einigermaßen wiedergewonnen hatte, obgleich sein Kopf noch voll verworrener Gedanken war, unter denen nur die eine schreckliche Thatsache mit entsetzlicher Deutlichkeit hervortrat.

Der Mann, den er drüben getötet hatte, war der Vater seiner Braut! Wohl hatte er die That nur in der Notwehr begangen, es war kein Mord, auch nicht persönliche Rache, sondern die rasche Vollstreckung eines gerechten Urteils an einem entmenschten Verbrecher. Aber würde Lucie das jemals glauben, sie, die mit so vertrauender Zärtlichkeit an ihrem Vater hing? Sie durfte niemals von der verhängnisvollen That in der eisstarrenden Wildnis erfahren, nie wissen, was aus dem Menschen werden kann, wenn der grimme Hunger ihn auf eine Stufe mit den reißenden Tieren stellt, gegen die er den verzweifeltsten Kampf ums Dasein kämpft.

„Komm' Julius,“ bat Lucie besorgt, „wir müssen jetzt die Papiere für Großpapa suchen, er wird keine Ruhe haben, wenn wir sie ihm nicht noch heute abend übergeben.“

Doktor Kolling ging, ohne ein Wort zu erwidern, an die Arbeit. Mit zitternder Hand schloß er den Schrank auf, öffnete eine Schublade nach der anderen, nahm die darin verwahrten Papiere heraus, warf sie alle zusammen in sein Taschentuch, verknotete es und reichte es Lucie. Die Dunkelheit hatte inzwischen zugenommen und die Winkel des Bodens sich in tiefe Schatten gehüllt.

Vorsichtig tasteten sich der Doktor und Lucie die gefährliche Treppe hinunter, Beide genötigt, sich zu bücken, um nicht mit den Köpfen an die niedrige, schräg abfallende Decke zu stoßen. Zu Kollings maßlosem Erstaunen bemerkte er in dem Halbdunkel in dem Flur unter ihm, daß die Thür eines der Zimmer, von welchen Lucie ihm gesagt hatte, sie wären immer verschlossen, leise geöffnet, aber blitzschnell wieder zugeedrückt wurde.

„Lucie,“ flüsterte er seiner Braut zu, „dort in dem Zimmer, der Treppe gegenüber, ist Jemand.“

Er deutete auf die Thür, und ihr Blick folgte der Richtung seines Fingers.

„Unsinn, Julius,“ erwiderte sie, sich fest auf ihn stützend; „Du träumst, es kann Niemand dort sein, die Zimmer sind leer, sämtlich verschlossen.“

„Ich bin meiner Sache ganz gewiß, liebes Kind; doch sei nicht ängstlich, es war vielleicht der alte Wyndham. Ich werde mir bald Klarheit über diese Frage verschaffen.“

„Ich wiederhole Dir, Julius, die Thüren sind alle verschlossen,“ rief Lucie, viel lauter, als sie sonst zu sprechen pflegte, und in dem Ton ihrer Stimme lag Aerger oder Schreck.

Mit kräftiger Hand rüttelte Doktor Kolling an der Thür, bis sie in ihrem morschen Rahmen krachte. Sie war wirklich verschlossen, aber von innen, das Schlüsselloch war von dem darin steckenden Schlüssel ausgefüllt.

„Sie ist von innen verschlossen, Lucie,“ sagte der Doktor. „Es ist Jemand in dem Zimmer.“

„Unmöglich, hier herauf kommt Niemand. Es giebt nichts in diesem Stockwerke, einen Dieb anzulocken, selbst wenn einer sich in unser Haus verirrt. Ich habe die Schlüssel von allen Zimmern in Verwahrung. Beeilen wir uns, Julius, Großpapa wird wegen der Papiere ungeduldig werden.“

„Wie kann diese Thür von innen verschlossen sein, wenn Du den Schlüssel dazu hast?“

„Gerade diesen Schlüssel habe ich nicht. Es ist eine Verbindungsthür zwischen diesem und dem nächsten Zimmer, deshalb halte ich das eine von jenem verschlossen — das ist einfacher.“

„Zeig' mir die beiden Zimmer, damit ich mich überzeuge, daß Alles in Ordnung ist,“ bat Kolling, die Hand nach dem Schlüsselbund ausstreckend.

„Nein, Julius, ich werde eine solche Thorheit nicht noch unterstützen,“ erwiderte Lucie, nach der Treppe gehend, die in das erste Stockwerk hinunterführte. „Ich hätte nicht gedacht, daß Du so ängstlich bist.“

„Ängstlich nennst Du es, wenn ich nur meinen eigenen Augen trauen will? Und ich habe einen besonderen Grund, auf diesen

Umstand großes Gewicht zu legen.“ Lucie war schon auf der Treppe, während Kolling noch an der Thür lauschte. Er prüfte eine Thür nach der anderen, sie waren alle verschlossen; er kniete nieder und spähte durch die Schlüssellocher, zwei von den Zimmern wurden durch die vorgelegten Läden verdunkelt, durch deren enge Spalten nur ein schwaches Licht fiel.

Das eine Stübchen war etwas heller. Eine Bettstelle und einige alte Möbel standen darin. Es sah aus wie eine Diensthöfenkammer.

Sollte er sich in der Aufregung über jene furchtbare Entdeckung auf dem Boden, in der Verwirrung seiner Sinne dennoch getäuscht haben?

Konnte er Luciens bestimmte Versicherung bezweifeln, ihrem Urtheil mißtrauen?

Hätte er nicht an die seltsame Behauptung Dankmar Wilburgs gedacht, der in der Stille der Nacht ein Geräusch gehört haben wollte, so würde Doktor Kolling ohne Weiteres seine Bemühungen aufgegeben haben. So aber blieb er noch eine Weile stehen, um zu lauschen, hörte aber nichts.

Lucie wartete in dem unteren Flur auf ihn, bleich und mit angsterfüllter Miene.

„Bist Du nun zufriedengestellt?“ fragte sie ihn.

„Nicht ganz. Ich möchte gern die Schlüssel zu jenen Zimmern haben. Ein Haus wie dieses ist der rechte Ort, einen Spitzhüben zu beherbergen.“

Das Mädchen wich mit einem Blick des Entsetzens zurück.

„Erstreck nicht, Lucie. Vielleicht war nur eine fremde Katze oben, obgleich Katzen nicht Thüren öffnen und schließen können. In einem Hause wie dieses, das nur von zwei Frauen und zwei schwachen Greisen bewohnt wird, kann man nicht vorsichtig genug sein. Ich muß die Gewißheit erlangen, daß sich Niemand hier eingeschlichen hat. Ueberlaß' mir für wenige Minuten Deine Schlüssel, damit ich jene Zimmer durchsuchen kann.“

„Verzeih,“ bester Julius, daß ich Dir etwas abschlage, aber Großpapa hat mir verboten, diese Schlüssel je aus den Händen zu geben. Du kennst seine Wunderlichkeiten; ich versprach ihm unbedingt zu gehorchen. Grund zu irgend welcher Besorgnis ist nicht vorhanden. Es ist unmöglich, daß ein lebendes Wesen ohne mein Wissen und Wollen in den oberen Stock gelangen kann.“ —

Dankmar Wilburg nahm die Papiere, die seine Enkelin ihm brachte, mit sichtlich Befriedigung in Empfang. Er verschloß alle diese Schriftstücke in einen Schreibtisch, der dicht an sein Bett gerückt worden war.

„Ich hoffe, Sie fühlen sich heute wohler, Herr Wilburg,“ sagte Doktor Kolling, als Lucie sich entfernt hatte, um das Abendessen für ihren Großvater zu besorgen.

„Nein, mein Befinden ist nichts weniger als befriedigend.“ Und der Kranke beschrieb seinen Zustand, namentlich die stets zunehmende Schwäche, die etwas Beängstigendes für ihn hatte. „Sie ist wie ein Vorbote des Todes.“

Doktor Kolling war bestürzt. In der letzten Zeit hatte er eine merkwürdige Besserung in dem Befinden des Kranken beobachtet, diese plötzliche Veränderung ließ das Schlimmste befürchten. Den Patienten suchte er zu beruhigen, namentlich ermahnte er ihn, sich nicht grundlos aufzuregen.

„Wenn Sie meinen, daß Etwas im Hause nicht in Ordnung ist, will ich gern einige Nächte hier schlafen,“ sagte er, „vielleicht in dem Zimmer hier nebenan. Ich habe einen leisen Schlaf, und wenn sich etwas ereignen sollte, wäre ich gleich zur Hand, den Eindringling zu fassen.“

„Sie sind sehr gütig, aber es ist nicht die geringste Veranlassung vorhanden, Ihnen dieses Opfer aufzuerlegen.“

Doktor Kolling war froh, als das eiserne Gitterthor des Erlenhauses sich an diesem Abend hinter ihm schloß. Nachdem er auf dem Boden das verstaubte Bild des Mannes entdeckt, den er in der Wildnis des Felsengebirges erschossen, hatte er das Bedürfnis, mit sich allein zu sein. Er mußte sich seine Lage klar machen. Der Mann, der von seiner Hand gefallen, war der Vater seiner künftigen Frau, die Hand, die er Lucie vor dem Altar reichen wollte, rot von dessen Blute!

Furchtbares Verhängnis, das ihm den Clenden drüben in jenen pfadlosen Wäldern in den Weg führen mußte. War diese Welt so eng, daß sie Beide einander durchaus begegnen mußten! Konnte er je wieder Lucie ins Auge sehen, ohne jenes hagere Gesicht mit den dunklen, hungrigen Augen, die durch das ihn umflatternde Haar glühten, überstrahlt von den rötlichen Flammen der Fichtenblöcke, vor sich heraufzuschwören?

Und er mußte dieses schreckliche Geheimnis bis an seinen Tod im Herzen verschließen! Die leiseste Andeutung von der unseligen Wahrheit, und er und Lucie wären auf ewig getrennt. War er nicht verpflichtet, der Ahnungslosen zu gestehen, daß sie auf eine Wiederkehr ihres Vaters nicht mehr hoffen dürfe, daß seine Hand dem Leben jenes Schuldbeladenen ein Ende gemacht hatte?

„Ich war wahnsinnig, als ich die That beging,“ sagte sich

Kolling. „Das Fieber, das mich bald darauf niedertwarf, raste schon damals in mir. Alles, was auf jenen schrecklichen Augenblick folgte, ist Nacht und Dunkel für mich. Dagobert Holm sprach nie von dem Schicksal jenes Schurken mit mir, und Beide bemühten wir uns, das Geheimnis vor Gottfried Trebor zu verbergen. Guter, alter Dagobert, ich bin neugierig, ob er seinen Weg von den Goldfeldern wieder zurück gefunden hat.“

14.

Aus Gilsford nach London in sein Absteigequartier zurückgekehrt, erwarteten Gottfried Trebor verschiedene Briefe von Bekannten und Verwandten. Seine Cousine, Leonie Trebor, die Tochter seines Onkels, der ein reizendes Landgut in Hampshire bewohnte, forderte ihn auf, den alten Herrn zu besuchen, der sich sehr nach dem Neffen sehnte. An angenehmen Verkehr werde es ihm bei ihnen nicht fehlen, sie wären oft zu Gast bei der Baronin von Mering, deren Gesellschaften sich weit und breit größter Anerkennung erfreuten.

Baronin Mering! Himmel, das war die Frau, in deren Hause Hanna Kolling den Abenteurer Vandaleur kennen gelernt hatte!

Trebor beeilte sich, die Einladung seiner Cousine anzunehmen. War es nicht möglich, daß er auf Schloß Mering erfuhr, Vandaleur weile nicht mehr unter den Lebenden! Welches Glück, vor Hanna hintreten und ihr sagen zu können: Ich bringe Dir die Freiheit, jetzt hindert

Dich nichts mehr, meine Frau zu werden! Er wußte, daß sie ihn liebte, und das gab ihm die Kraft, allen Kummer zu ertragen. Ungeäuert

schrieb er an Doktor Kolling, ihm mitzuteilen, daß er am nächsten Morgen nach Sylhard, der Besingung seines Onkels, reise. Er konnte den Augenblick nicht erwarten, mit der Baronin von Mering über Hanna zu sprechen. Die Gelegenheit dazu bot sich ihm sehr bald. Die Trebors nahmen an

einer kleinen Gesellschaft der Baronin teil, und Gottfried hatte die Ehre, von der Hausfrau in den herrlichen Gartenanlagen, die das Schloß umgaben, umhergeführt zu werden. Es bedurfte keiner besonderen Geschicklichkeit, das Gespräch auf das Lieblingssthema der Baronin zu bringen, ihre Schwärmerei für die Musik. Mit Eifer ging die kunstliebende Dame darauf ein. Sie nannte diesen und jenen weltbekannteren Namen.

„Im vergangenen Jahre hatte ich das Glück, meinen Gästen Hans Richter vorstellen zu dürfen; auch die Patti und die Melba beehrten mich schon mit ihrem Besuch.“

„So viel ich weiß, hatten selbst Sterne minderen Glanzes den Vorzug, ihr Licht hier leuchten lassen zu dürfen,“ erwiderte Trebor. „Unter Ihren Schülern von früher befand sich eine junge Dame, für deren Schicksal ich mich lebhaft interessiere, die Schwester meines teuersten Freundes, Hanna Kolling.“

Die Baronin schrak zusammen, und eine Wolke verdunkelte ihr Gesicht, als ob dieser Name eine schmerzliche Erinnerung in ihr wachrufe.

„O, Herr Trebor, weshalb erwähnen Sie dieses unglückliche Mädchen? Ich habe mir schon so viele Vorwürfe gemacht, seit die Aermste heimlich die Thronen verließ. Ich erriet nur zu gut den wahren Sachverhalt, obwohl die Pfarrerleute verschwiegen waren wie das Grab. Doch Sie sprechen von Hanna Kolling, als wüßten Sie etwas von ihren gegenwärtigen Verhältnissen. Sie würden mich zum innigsten Danke verpflichten und mir eine

Last von der Seele nehmen, könnten Sie mir etwas Beruhigendes über sie mitteilen.“

„Später werde ich vielleicht in der Lage sein, Ihren Wunsch zu erfüllen; vorläufig muß ich mich darauf beschränken, Ihnen zu sagen, daß die Dame lebt. Von Ihnen, Frau Baronin, möchte ich mir die Gunst erbitten, mich über alle die Umstände zu unterrichten, die Hanna Kollings Verschwinden von Wykham herbeiführten.“

„Ich kann Ihnen nur wenig darüber sagen,“ entgegnete die Baronin seufzend, „und das Wenige ist zum größten Teile nur Vermutung; aber was ich weiß, will ich Ihnen gern mitteilen, und wenn ich Hanna jetzt oder später irgendwie nützlich zu sein vermag, stehe ich ihr unbedingt zur Verfügung, ohne mich an die Umstände zu kehren, unter welchen ihre Flucht stattfand.“

„Sene Umstände werfen nicht den leisesten Schatten auf die Reinheit ihres Charakters,“ erwiderte Trebor mit Wärme. „Sie war ein Opfer, keine Schuldige.“

„Ich freue mich außerordentlich, das zu hören! Trotz Ihrer Zurückhaltung glaube ich erraten zu können, welcher Art Ihr Interesse für diese Dame ist, und Ihnen zur Erreichung Ihres Zieles behilflich zu sein, würde ich mir besonders angelegen sein lassen. Es giebt wenige Mädchen, die aufrichtiger Zuneigung und Verehrung so würdig sind wie Hanna Kolling. Ich lernte sie bei der Marquise von Redfern kennen. Sie war so schön wie

begabt.“

„Das ist sie noch!“ rief Trebor aus.

„Ich fühlte mich von Anfang an zu ihr hingezogen und lud Pfarrer Kolling und seine Tochter zu meiner nächsten Gesellschaft ein; überzeugt, sie werde sicher in meinem Hause Gelegenheit finden, sich glänzend zu verheiraten, bat ich nun ihre Eltern, der Tochter zu gestatten, einige Wochen mein Gast zu sein. Die Pfarrersleute hatten nichts dagegen, und Hanna blieb bei mir. Ich

war entzückt von meiner jungen Freundin. Eines Nachmittags fuhr ich mit ihr nach Hilling, um Hanna die schöne alte gotische Kirche und die berühmte Orgel zu zeigen.

„Ich errate, was kommt,“ seufzte Trebor.

„Ja, in Hilling sahen wir den Mann zuerst, dessen verderblicher Einfluß das Leben des armen Kindes zu einem so traurigen gestaltete.“

„Wer und was war dieser Mensch?“

„Uns Allen war er fremd, und unglücklicherweise war es gerade das geheimnisvolle, mit dem er sich umgab, das ihn mit einem romantischen Schimmer umkleidete und ihn für das schwärmerische Gemüth Hannas so anziehend machte. Aus den offenen Fenstern der Kirche drang, von Meisterhand gespielt, Mozarts Agnus Dei zu uns hinaus.“

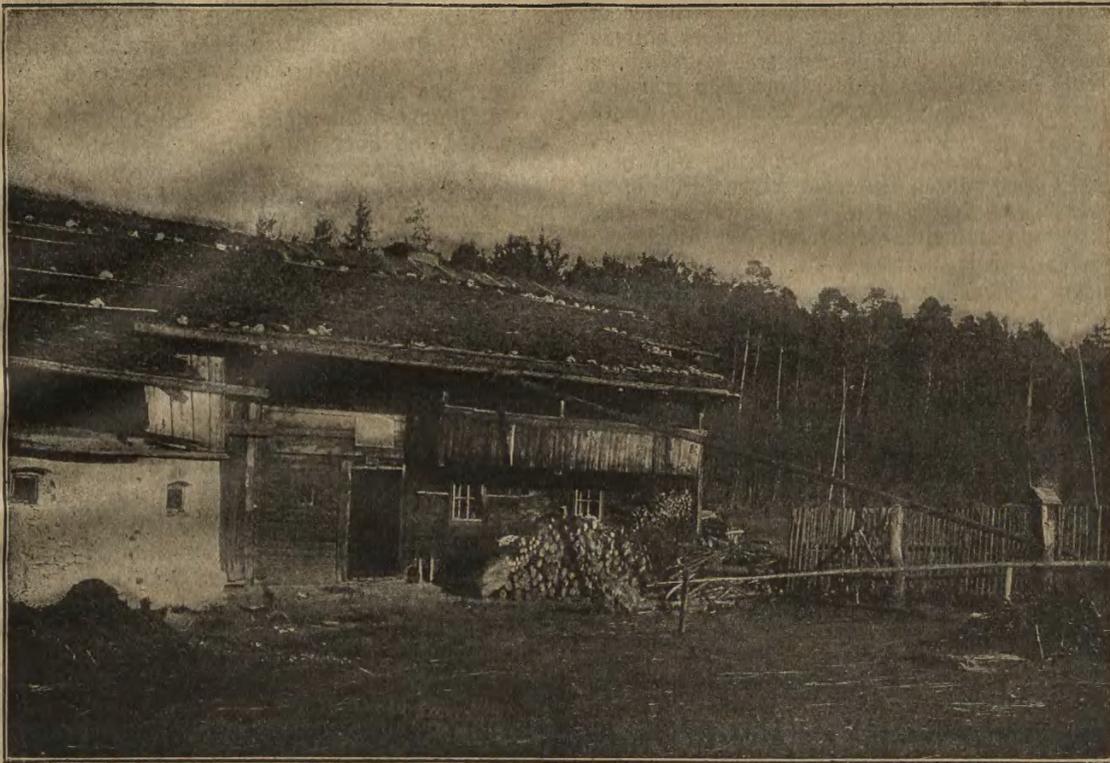
„Das war jener Glende!“ unterbrach Trebor die Baronin.

„Wir setzten uns auf einen Grabstein und lauschten. Nach einer Weile öffnete sich die Kirchenthür und wir sahen einen Fremden heraustreten.“

„Bitte, beschreiben Sie ihn mir!“

Er war hochgewachsen und hager, ungefähr 35 Jahre, das Gesicht schön und seltsam zugleich, mit niedriger Stirn gebogener Nase, die Farbe wie vom Alter gelb gewordenes Elfenbein, und die schwärzesten Augen, die ich je gesehen habe.“

„Und schwarzes, tief in die Stirn gewachsenes Haar?“ fragte Trebor atemlos. (Fortsetzung folgt.)



Geburtsaus Franz Xaver Grubers in Burghausen.

# — Peter Micheiloff. —

Novellette aus dem Russischen von Adolf Burghardt.

(Nachdruck verboten.)

Zwan Petrowitsch hatte soeben etwas Furchbares, etwas Entsetzliches mit ansehen müssen. Von seinem gewohnten Mittagschlüpfchen erwacht, trat er ans Fenster und schaute nach Peter Micheiloff aus, der in den Wald gefahren war, um einige junge Fichten zu fällen und auf den Hof zu bringen. Schon zum Mittagessen hätte er zurück sein müssen . . .

Als Zwan Petrowitsch, ärgerlich über die Saumseligkeit des Knechtes, den Weg hinunter sah, der an dem in unmittelbarer Nähe des Gutes gelegenen See entlang führte, erblickte er seine Tochter Nadina Zwanowna, welche sich mit ihrem Verlobten Konstantin Ruffoff auf der spiegelblanken Eisdecke des Sees mit Schlittschuhlaufen vergnügte. Mit Windeseile glitt sie dahin, und plötzlich — plötzlich . . . verschwand die zierliche Gestalt vor seinen Augen in einer offenen Stelle des Eises. Er stand sprachlos, er brachte keinen Ton aus seiner Kehle, — er wollte in fliegender Hast nach dem See hinunter eilen, blieb aber wie gebannt am Fenster stehen.

Da sah er, wie Konstantin Ruffoff der gefährlichen Stelle in weitem Bogen auswich und hastig dem Ufer zustrebte. Nicht einmal eine Vermüthung über den Feigling vermochte Zwan seine blutleeren Lippen zu bringen.

In diesem Augenblick der höchsten Gefahr kam ein mit jungen Fichten beladener Schlitten die Biegung des Weges herunter gelaufen. Peter Micheiloff lenkte den Schlitten und sofort hatte er das Entsetzliche wahrgenommen. Ohne weiteres sprang er von dem Schlitten, eins der schlanken Fichtenstämmchen ergreifen, die Böschung des Ufers hinabzuweilen war das Werk eines Augenblickes.

Zwan Petrowitsch hätte jubeln mögen, wenn ihm dies möglich gewesen wäre. Mit dem ganzen Aufgebot seiner Willenskraft schob er sich nach der Thür, durchquerte den geräumigen Hof, um nach der Landstraße zu taumeln, die an den See führte.

Doch, was war das?

Als er seine Augen, geblendet von der schimmernden Eisfläche, einen Augenblick abwandte, sah er da nicht Peter schon mit rüstigen Schritten auf sich zukommen?

Wahrhaftig, er war es! Sein gelbes Haar flatterte im Winde und auf den Armen trug er eine triefende Last: sein Kind, seine Nadina! Schwer und leblos hing der jugendliche Körper in den Armen Peters, das lange üppige Goldhaar hatte sich gelöst und schleifte über den Schnee.

Zwan Petrowitsch sank in die Knie, — das war zuviel für sein Vaterherz.

„Väterchen, ich bringe Fräulein Nadina!“ rief ihn der Knecht zu, während ein freundliches Grinsen über sein gutmütiges Gesicht glitt.

Mühselig erhob sich Zwan Petrowitsch und keuchte hinter Peter her. Sprechen konnte er nicht. Erst als die Mutter, ahnungslos die Thür öffnend, den Aermsten empfing, gewann er seine Sprache wieder. Während Nadina unter den Bemühungen ihrer Mutter und der helfend eingreifenden Mägde des Hauses bald ihre Augen aufschlug, tobte Zwan Petrowitsch im Wohnzimmer umher, schreckliche Vermüthungen gegen diesen Feigling von Verlobten ausstößend, der sein einziges Kind hatte untergehen sehen, ohne ihm die rettende Hand entgegen zu strecken. Sollte dieser erbärmliche Wicht sich noch einmal auf seinem Hofe blicken lassen, so ließ er ihn mit den Hunden hinunter heßen und dann brannte er ihm eine Ladung Schrot ganz sicher auf das elende Fell!

Nadina steckte in einem Berge von Betten und wurde mit Nlederthee gefüllt. Sie hatte ihre Mutter wegen des Schreckens, den ihre Unvorsichtigkeit ihr verursacht hatte, um Verzeihung gebeten. Konstantin habe ihr, so erzählte sie, einen Wettlauf auf dem Eise vorgeschlagen und da sei sie im Eifer gerade in die offene Stelle des Sees geraten. Anfangs habe sie sich an der Eisdecke festgehalten, aber mit Entsetzen bemerkt, daß Konstantin davon gelaufen sei. Dann müsse ihr die Angst die Besinnung geraubt haben, — auf welche Weise Peter Micheiloff sie gerettet habe, wisse sie nicht mehr.

Zwan Petrowitsch sagte kein Wort, aber er ballte die Faust in der Tasche. Sein Entschluß war gefaßt: Konstantin Ruffoff betrat sein Haus nie wieder!

Nun erwartete er Peter Micheiloff, den er nach seiner Kammer geschickt hatte, um sich anzukleiden. Dann sollte er wieder kommen, hatte ihm sein Herr befohlen. Peter mußte auf seine Toilette ganz besondere Sorgfalt verwenden, denn er hätte schon längst wieder da sein können, um seinen Dank in Empfang zu nehmen. Ungeduldig trat Zwan ans Fenster — es war noch kein Peter Micheiloff zu sehen. Aber halt . . . Zwan traute seinen Augen kaum . . . drückte sich da nicht Konstantin Ruffoff zwischen den Scheunen umher? Väterchens Gesicht wurde kirschrot vor Wut, er hob

drohend den Arm und hätte in seiner Aufregung im nächsten Augenblick die Fenster Scheibe zerschlagen, wenn nicht jemand hinter seinem Rücken plötzlich zwei Mal herzhast geniest hätte. . . .

Blitzschnell wandte sich Väterchen um. Wahrhaftig, da stand der so heiß ersehnte Lebensretter, mitten im Zimmer in der Pracht seines Sonntagsstaates, das Gesicht glänzte vor Sauberkeit.

„Komm' an mein Herz,“ rief Zwan Petrowitsch und warf seinen wohlgenährten Körper gegen die breite Brust Peters, der in seiner Verlegenheit über die sonderbare Situation ein freundliches Lächeln aufstreckte.

„An mein Herz,“ rief der Gutsherr noch einmal und schüttelte Peter hin und her, um ihm so recht seine Freude klar zu machen. „Weißt Du, was Du bist Du Glückspilz? — Der Lebensretter meiner Tochter! Und weißt Du, was das bedeutet?“

Peter grinste vor Verlegenheit und zerrte an seiner Pelzmütze, daß sie in allen Nähten frachte.

„Nein, Du weißt es nicht?“ freischte Zwan Petrowitsch wieder, „aber Du sollst es erfahren, mein Sohn, ich weiß, was es heißt, dankbar zu sein! Hier, stärke Dich erst ein wenig.“ — er goß Peter ein Gläschen Wuttki ein, — „nachher können wir ja ein Verlobungsmahl halten, — nun komm' mit, zu den Damen, Nadina und mein Mütterchen wollen Dir persönlich danken!“

Mütterchen stand am Bett Nadinas. „Du hast mein Kind gerettet,“ sagte sie bewegt zu Peter und reichte ihm die Hand. „Wie soll ich Dir danken? Ohne Dich wäre ich jetzt die unglücklichste Mutter der Welt.“

„Oh, oh, Mütterchen,“ stammelte Peter, und eine glühende Röthe zog sich über sein Gesicht bis unter sein strohgelbes Haar.

„Reich' auch mir die Hand, die mich gerettet hat,“ flüsterte jetzt auch Nadina mit ihrer melodischen Stimme und streckte Peter ihr zartes Patschelchen entgegen.

„Laß Dich nur ruhig von dem Mäd'el die Hand drücken,“ ermunterte ihn Väterchen Petrowitsch, der die Wuttkiflasche geholt hatte und Peter zur weiteren Stärkung ein Gläschen einschenkte.

„Nadina ist dankbar, sie weiß, was sie Dir schuldig ist.“

„Ja, ich weiß es,“ bestätigte Nadina, indem sie beherzt die Rechte Peters ergriff. „Ohne Deine Hilfe läge ich jetzt starr und steif in dem grauligen Wasser, vielleicht Monate lang, bis die Frühlingssonne das Eis schmilzt. . .“ Nadina schloß bei diesem Gedanken an das graulige Bild die Augen.

„Oh, oh, Fräulein Nadina,“ lachte Peter, „so schlimm wäre es denn doch nicht geworden. Väterchen hätte den ganzen See aufhauen lassen, und dann hätten wir Sie ja bald gefunden.“

Nadina blickte ihn verständnislos an. Mütterchen unterbrach die Stille. „Wenn Du einen Wunsch hast, Peter, so sprich ihn aus,“ meinte die alte Dame, „ich möchte Dir gern an dem Tage, an welchem Du uns vor einem furchtbaren Unglück bewahrt hast, eine Freude bereiten.“

„Oh, oh, Mütterchen,“ lehnte Peter diese Freudentumgebung ab, „so schlimm war die Sache gar nicht. Ich sah Fräulein Nadinas Haar, durch das dünne Eis schimmern, mit dem ein Teil des offenen Wassers überzogen war. Ich schlug das Eis durch, erfaßte das Fräulein, dann war alles erledigt; es war nicht schwer!“

„Hast Du auch den sauberen Herrn Konstantin Ruffoff gesehen?“ fragte Zwan Petrowitsch verächtlich.

„Er lief davon, um Leute zu holen, Väterchen,“ erklärte Peter.

„Ja, ja, er lief davon, wir haben es gesehen,“ schrie Zwan Petrowitsch wütend.

„Auf Konstantins Gute ist kein See, kaum ein kleiner Teich; Fräulein Nadina wird dort nie in Gefahr kommen zu ertrinken,“ erklärte Peter mit seinem freundlichsten Lächeln.

Nadinas Augen füllten sich mit Thränen. „Du hast Recht, Peter, dort werde ich nie in einer Gefahr schweben,“ sagte sie leise.

Peter Micheiloff hatte sich mehr und mehr der Thür zugehoben, er wollte offenbar das Freie gewinnen.

„Du willst uns schon verlassen, Peter?“ fragte Mütterchen.

„Nun gut, aber stelle Dich zum Abendbrot wieder ein. Aber ich möchte Dich schon jetzt nicht mit leeren Händen aus dem Hause gehen lassen. Was soll ich Dir schenken, sage mir, was möchtest Du gerne haben?“

Peter lächelte glücklich vor sich hin.

„Welchen Wunsch Du auch immer hast,“ bestätigte Zwan Petrowitsch, „er wird Dir erfüllt werden. Forderst Du das Liebste, das Beste von uns . . ., es ist Dein!“

Peters Brust hob und senkte sich, er rang nach Atem, dann stammelte er: „Nun, wenn Kaminka mir durchaus eine Gunst gewähren will, — und weil heute gerade mein Geburtstag ist, . . . und weil im Herbst die Bienen so gut eingetragener haben, so bitte ich gehorsamst um ein — — Weißbrötchen mit Honig bestreichen!“

## —\*— Das Pflegekind. \*—

Roman von Elsbeth Meyer-Förster.

[Nachdruck verboten.]

(Schluß.)

Nettchen ließ Alles an ihrem Blick vorübergleiten. Sie sah die Dinge und sah sie nicht.

Sie empfand nur das Eine: daß Sonntag war, Sonntag für Alle, die da vorüberzogen; — in ihr selbst aber war nichts Sonntägliches, war nichts als verzehrende Einsamkeit.

Ihr Blick verfolgte mechanisch die Paare, die vorüberzogen, bis sie ihren Augen entschwanden. Die Väter mit ihren Kindern, die jungen Frauen an den Armen alter Frauen, die Brautpaare und die eifrig plaudernden Eheleute.

Die lachende Novembersonne hatte die halbe Einwohnerschaft auf die Straße gelockt, es war, als seien sie alle auf Frühlingsausflügen begriffen.

In dem Keller sanken die Schatten tiefer. Die Sonne glitt

Zerôme hatte sie von sich gestoßen. Das Kindchen, das Gott ihr geschenkt, hatte nicht zur Liebe erwachen dürfen und das einzige Herz, zu dem sie aus dem Schiffbruch ihres Lebens fliehen konnte, verschloß sich in Haß.

Haß! Warum Haß? Sie sprang auf und rief die Frage so laut und ungestüm in der Stille der kleinen Stube, daß sie selbst zusammenschreckte.

Sie wollte ertragen was man über sie verhängte, Gleichgültigkeit, selbst Grausamkeit — — aber Haß!!

Das Wort stand vor ihren Augen da wie ein schwarzes, drohendes Gespenst. Zerôme hatte sie gehaßt, und ein Gefühl des Entsetzens, der hellen, bitteren Verzweiflung packte sie an bei dem Gedanken, daß auch Paul sie haßte. Was hatte sie gethan um ge-



**Das Weihnachtspäsent.** Gemalt von E. Stammel.

empor und tauchte jetzt in die Fenster der gegenüberliegenden Häuser unter.

Nettchen saß im Schatten. Auch über das Trottoir vor dem kleinen Fenster breitete sich jetzt Schatten aus. Abendkühle strich vorüber.

Vor der Hausthür sammelten sich Leute an; eine Familie kehrte mit einer anderen von ihrem Spaziergange heim. Nettchen sah das Händeschütteln, und hörte die Abschiedsworte, mit der sich die beiden Familien trennten. Es waren junge Mädchen dabei, die sich immer noch etwas zuzurufen hatten, und das Gepiepse ihrer hellen Stimmen war noch zu hören als die Hausthür bereits hinter den Heimgekehrten zugefallen war.

Aufföhnend preßte die Einsame den Kopf in ihre Hände.

So mütterseelen allein auf dieser weiten, großen Welt, in der Mensch sich zum Menschen findet.

Niemandem gehören, — Niemanden besitzen!

Und nie ein Herz besessen haben!!

haßt zu werden? Sie würde es nicht ein zweites Mal ertragen, gehaßt zu werden. — Nein, wenn sie gehaßt wurde, jetzt, in dem Uebermaß von Liebe zu diesen einzigen Menschen, die ihr geblieben waren, dann war es besser zu sterben und Allem zu entgehen.

Und der Gedanke, der so blitzschnell kam, hatte etwas Verlockendes, daß sie ihn immer wieder aufnehmen mußte. Dann kam sie zu ihrem Kinde, und das würde sie lieben. Zu ihren Eltern, die sie nie gekannt hatte!

Ohne Liebe bestehen, ohne Liebe weiterirren, wenn nicht morgen, so doch in Wochen ihr heimatloses Dasein wieder aufnehmen, jetzt, da sie sich gerettet zu haben meinte — sie konnte es nicht mehr.

Sie hatte nicht mehr die Kraft, nicht mehr die Jugend dazu. Sie fühlte sich gebrochen.

So viel war über sie dahingezogen, und jedes Leid mehr hatte sie tiefer gedückt.

Nein, sie war nicht das mutige Nettchen mehr, als das sie

heut Morgen noch im Laden gestanden hatte. Die künstliche Kraft war dahin. Wo sie Liebe gab, war Haß, und sie würde sich davon nicht wieder erholen.

Und wieder kam der seltsame, verwirrende Gedanke: „Sterben.“

Nicht wieder in den Zirkus untertauchen. Nicht wieder durch die Straßen um Arbeit gehen. Nicht wieder an Paris und den kleinen Hügel zurückdenken. Nicht wieder das zwecklose Dasein beginnen, das Hasten und Schaffen für Niemanden und für Nichts.

Nebenan, in dem dunklen Gewölbe Schachteln, Flaschen, Büchsen voll Gift, — mehr, unendlich viel mehr — um damit ein nutzloses Dasein, wie das ihre, zu enden. —

Sie rang die Hände, — Schweiß stand auf ihrer Stirn. —

Nein, — Hilfe vor diesen Gedanken!!

Sie tastete durch das Zimmer, durch die Stubenthür auf den Hausflur hinaus.

Fort aus dem dunklen Keller!!

Aus dem Hof wehte frische Herbstluft in den Flur, sie glitt kühlend über ihre glühende Stirn.

Fest zog sie die Thür hinter sich zu und drehte den Schlüssel im Schloß.

Hinaus — fort aus dem Keller mit seiner düsteren Einsamkeit. In dem breiten, langsamen Strome der Menschen ging sie wie eine Welle im Getriebe unter.

Und plötzlich eilte sie, stieß sie die Menschen beiseite.

Die belebte Kreuzbergstraße entlang, die stille Tempelhofer Chaussee. Und nun seitab, auf das einsame, menschenverlassene Haidefeld.

Keine Seele begegnete ihr. Nur fern, am Saum der riesigen Wiese leuchteten im Halbdämmer die Uniformen der Soldaten, die der Kaserne zustrebten.

Und immer weiter auf Tempelhof zu.

Sie dachte, grübelte nicht mehr. Sie wußte nur, daß sie sich retten mußte, aus der Verzweiflung heraus zu den einzigen Menschen, auf die sie ein Anrecht hatte.

Als sie im Vorort ankam, sahen die Passanten, die ihr begegneten, verwundert auf ihre aufgeregte Erscheinung hin.

Sie achtete es nicht. Sie strich das Haar nicht aus der Stirn zurück, nur von dem einen einzigen Gedanken erfüllt rannte sie weiter.

In der Hofwohnung der Brinmanns war es dunkel, nur in der Küche brannte Licht. Durch die halb offene Entreehür konnte Nettchen die Großmutter herumrumpeln und mit einer hinzugekommenen Nachbarin reden hören.

Wie ein Dieb schlich sie durch den dunklen Korridor.

„Paul suchen!“

Er saß, ihr abgekehrt, am Fenster in dem kleinen Wohnzimmer. Sein Blick hing an der schwachen Dämmerung draußen.

Als die Thür so leise aufging, wandte er sich staunend um. Da fühlte er Nettchens Arme, fühlte einen Körper an dem Seinen niedergleiten, brennende schluchzende Lippen auf seiner Hand.

„Paul hasse mich nicht. Ach Paul, warum hassest Du mich?“

Er rang nach Worten. In seinem bleichen Gesicht hatten sich die Augen ungläubig, verständnislos aufgerissen, er wollte die Knieende abwehren, und riß sie doch aufjauchzend an sich heran. Und fassungslos hörte Nettchen die Worte, deren Sinn sie nicht gleich begreifen konnte, und die ihr aus einer anderen Welt zu kommen schienen: „Ich hab' Dich hasse wollen, Nettchen, weil ich nie — nie — nie — aufgehört habe Dich zu lieben.“ — — —

Wieder ließen die Kinder auf dem Tempelhofer Felde die Drachen steigen, aber nicht wie winzige Punkte schwebten diese am Horizont, sondern niedergedrückt von der lauen Frühlingluft torkelten sie wie trunkenen Vögel über den Köpfen der Kleinen. —

In ihren schwarzen Sonntagskleidern schritten Nettchen und Paul den schmalen Fußpfad entlang, den die Soldaten parallel der Kaserne in das junge Gras getreten hatten. Sie waren am Morgen ohne Sang und Klang standesamtlich getraut worden, und schritten nun der Stadt zu.

Die Großmutter, der jetzt der Gang zum Lehnstuhl der liebste Ausflugsort war, war zu Hause geblieben. Nur Paulchen schritt vor ihnen her, nunmehr bereits in langen Hofen und Schaffstiefeln,

ohne gefütterte Kapuze. Dafür trug er einen Strohhut auf dem Kopf, an den Nettchen bei der morgendlichen Brautvisite bei Frau Bilz, der Freundin ihrer Jugend, ihm eine Fahnenfeder gesteckt hatte. —

Unruhige Tage lagen hinter ihnen. Nettchens, Scheidung, — die Auseinandersetzungen mit Jérôme Seitre, der die Trennungsangelegenheit auf eine Weise behandelt hatte, die einer Gelderpresung gleich kam — war jetzt überwunden und keine häßliche Erinnerung mehr ragte in den stillen Frühlingstag hinein. Alles war ausgeglichen, das Leben hatte gleichsam einen neuen Anfang für die Beiden, die Hand in Hand neben Johanne's Kind herschritten.

Ihr Name schwebte zwischen ihnen, vor ihnen her, ungreifbar — wie die Sonnenfunken, die auf der Wiese tanzten, — und doch von Beiden bis in's tiefste Herz empfunden. „Glaubst Du, daß sie sich über uns freut?“ sagte Nettchen leise, während ein hohes Rot in ihren Wangen langsam aufstieg, und ihrem Gesicht für einen Augenblick noch einmal den Ausdruck mädchenhafter Lieblichkeit gab.

Paul drückte nur stumm ihre Hand und zeigte nach seinem Kinde hin, das vom Springen ermüdet, stehen geblieben war, und das Gesicht nach ihnen zurückwandte.

Sie sahen in Johanne's Züge. Das waren ihre Augen, ihr weicher Mund, und das dankbare Lächeln, mit der sie der Welt entgegengetaunt hatte. Mengstlich, mädchenhaft schüchtern stand er da. Er hatte sich für sein Gefühl schon zu weit von ihnen fort gewagt. Nun maß er mit dem Blicke das Ungeheure seines Vorsprunges, und wie ein kleines Rehkalb, das ganz erschrocken ist über seinen eigenen, kühnen Freudenstanz, hielt er zögernd inne.

„Er ist „Johanne“ ganz wie sie war, — aber er soll auch ein Stück Nettchen sein!“ rief die jugendliche Frau und so machte sie sich rasch und lebendig von der Hand ihres Mannes los, und eilte eifrig ihrem Jungen nach.

Er hatte sie kommen sehen, und mit ersticktem frohem Kinderlächeln lief er davon. — Jetzt sah er die Löcher nicht mehr im Wege, nicht mehr die lebendigen Hindernisse in Gestalt der großen Jungen, die über ihrer Drachenschnur im Grafe lagen. Jetzt fürchtete er sich nicht mehr, die rasche, ihn fröhlich antreibende Mutter hinter sich, — aufjohlend lief er weiter, fanatisch kouragiert, und er wäre von diesem Ueberfluß von Mut befeelt in die Bajonette der exerzierenden Kompanie gerannt, wenn nicht die atemlose Mutter zu seiner Genugthuung gerufen hätte: „Genug Paulchen, Du hast gesiegt. Ich kann nicht mehr.“ —

Paul der Ältere war nur langsam nachgekommen. Auf der Haide, über der die Falter schwebten und die bunten Drachen torkelten, auf der blasse Mütter sich mit ihren Kleinen sonnten und so viele Kinderwagen standen, ging er hastlos vorwärts, eingekullt von der warmen Frühlingstimmung, die über diesem kleinen Ausschnitt Welt lag. Sein Herz war dem neuen Leben geöffnet, wie ein Aker, in den Saat um Saat herniederfällt, und Alles, was er vernahm, das Jauchzen der glücklichen Kinder, das Zwitschern der Schwalben, der Trommelwirbel der Soldaten, und das ferne Grollen des Großstadtlärmes verband sich in ihm zu einer einzigen Empfindung von traumhaftem Frieden.

Fast schon ganz am Rande der Wiese sah er seinen Jungen, gefolgt von der raschen, fröhlichen Mutter laufen. Sie liefen so schnell, er verlor sie fast aus den Augen, Nettchen's rotes Brusttuch leuchtete, und Paul's blonde Haare flatterten im Winde. Der einsam schreitende Mann blieb stehen, hielt die Hand vor die Augen und sah ihnen im glitzernden Sonnenlichte aufmerksam nach. — Dann blickte er auf seinen kurzen Fuß herab, und lächelte vor sich hin. — Sie liefen so schnell, und er wird über die Wiese hin in gleichem Laufe niemals mitkommen! Doch dort, wo sich der Weg in zwei Hälften teilt, bleiben sie unschlüssig stehen, die Arme nach ihm ausgebreitet, die erhitzten Gesichter ihm fragend zugekehrt, — wie Kinder, die den Vater erwarten, — und so schnell und lebhaft, daß der hölzerne Absatz des kurzen Fußes förmlich über das Gras der Wiese tanzt — gleichsam als habe der Himmel ihm neue Gesundheit gesandt, flüchtet Paul zu seiner Familie hin. — —

## Eine Weihnachtsfahrt.

Erzählung von Wilhelm Jensen.

[Nachdruck verboten.]

Eine Straße zog sich mit niedrigen Häusern vom Marktplatz einer kleinen norddeutschen Stadt gegen weites, leeres Feld hinaus. Es war eben und weiß wie ein riesiges Papierblatt, denn der Schnee lag gleichmäßig darauf; nur da und dort flogen wie einzelne große, schwarze Buchstaben Krähen darüber gegen den winzelnden Wind. Die Schrift, die sie damit auf dem unabsehbaren Papierbogen verzeichneten, besaß nicht viel Erheiterndes. Ziemlich in der Mitte der Straße lag ein Haus, niedrig und

unansehnlich gleich allen seinen Nachbarn, nur unterschied es sich vor diesen durch ein Porzellan Schild an der Thür, das die Aufschrift „Dr. med. Ernst Wohlgemuth“ trug. Das Schild sah noch recht vorteilhaft neu aus, die daneben befindliche Nachtklingel schloß ihren Anruf äußerst kräftig und unabgenutzt an die Wand, und eine zierlich an der Schwelle aufgebogene Schneewelle hatte durch keinen Fußendruck etwas von ihrer Sauberkeit eingebüßt. Auch drinnen, in dem Wartezimmer zur Linken und im Wohngemach zur

Rechten des Flures, glänzte alles, selbst der Fußboden, von unbeträchtlicher, jungfräulich-frischer Keuschheit.

Das letztere der beiden Zimmer war einfach, doch ganz gemütlich eingerichtet, die Möbel sehr bescheiden, hin und wieder Bücher an den Wänden, ein Schrank, dessen halbgeöffnete Schublade tadellos blankte chirurgische Werkzeuge aufwies. Der Besitzer derselben stand davor, klapperte etwas mit den Scheren, Pincetten und Messern, hob prüfend eine Zange an seine schöne weiße Zahnreihe und sagte laut: „Ich könnte mir eigentlich zur Abwechslung einmal einen Zahn ausreißen, damit das Kapital doch in Nießbrauch versetzt wird und Zinsen abwirft.“ Doch er führte die vorgeschlagene Operation in corpore proprio nicht aus, legte das Instrument wieder hin, nahm ein Buch setzte sich vor seinen Schreibtisch und las. Sein junges, geistig durchprägtes Gesicht bot einen frischen, äußerst anziehenden Ausdruck. Ein Grundzug ursprünglicher humoristischer Laune sprach daraus hervor, doch wie nachträglich etwas eingeschränkt und vorwiegend in Selbstironie vermindert.

Nach dem Licht draußen war's ungefähr die dritte Nachmittagsstunde und alles so reglos, als ob heißeste Sommerglut über dem Städtchen läge. Auf der Gasse rührte sich nichts, nur dann und wann flirrte ein weißes Körnchen gegen die Scheiben. Es schneite noch nicht, aber der Himmel bereitete sich zum Wiederanfang dieser zeitgemäßen Belustigung vor.

Nach einer Weile hob indeß doch ein vom Kirchturm des Ortes kommender Ton den Kopf des Lesenden in die Höhe. Er sah auf seine Uhr und murmelte: „Warum läuten sie denn heute um diese Zeit? Hat einer meiner Kollegen eine Tracht für die Ewigkeit geladen? Ich kann mich rühmen, daß mir dies noch nicht vorgekommen ist. Die Leute sollten das ein wenig anerkennen, dünkt mich.“

Ein klangvolles Lachen hallte hinterdrein von den Wänden des kleinen stillen Zimmers zurück. Er bückte den Kopf wieder gegen das Buch, doch bei dieser Bewegung glitt sein Blick durchs Fenster und blieb auf einer Gestalt haften, die sich jetzt draußen über die Straße bewegte. Es war eine Frau mit einem kleinen Tannenbäumchen in der Hand; sie kämpfte gegen den Wind und den dichter flatternden Schnee, der eine Decke über die grünen Nadeln zu legen anhub. Ernst Wohlgenuth sah ihr einen Moment nach, dann sagte er laut: „Sa so, es ist Weihnachtsabend, darum läuten sie.“

Es war, als falle aus dem Munde seiner Sprache ein Mißmuttschatten auf seine Stirn, vielleicht noch mehr; ein Zug von Schwermut kam aus seinen schönen hellen Augen heraus, verdunkelte sie und löschte die Heiterkeit gleichsam wie einen nur oberflächlichen Anstrich ihm vom Gesicht. Er schob mit einem plötzlichen Ungestüm das Buch weg, erhob sich vom Sitz und ging einigemal auf und ab. Dann blieb er am Schreibtisch stehen, öffnete ein Schubfach und nahm, wie es schien, aus einer Art von Reliquienkasten eine kleine Photographie in üblichem Format heraus, die er auf Armeslänge vor sich auf einen Gegenstand lehnte und betrachtete.

Er nahm sich zu dieser Beschäftigung viel Zeit, aber das Bild verdiente diesen Aufwand auch im vollsten Maße. Es stellte das Brustbild eines jungen Mädchens dar, an dem wäre es in einem Schauladen aufgehängt gewesen, niemand so leicht, ohne stehen zu bleiben, vorübergegangen wäre. Durchaus nicht, als ob es in eine Schönheitsgalerie gehört hätte. Dazu war der Ausdruck viel zu wenig siegbewußt und vielleicht auch die Züge nicht regelmäßig genug. Aber es lag ein Duft über dem Gesichtchen, wie über der sonnigen Weite eines Frühlingmorgens, die Augen schauten daraus hervor wie etwas, das Einen schon einmal im Traume so angesehen, die Lippen hielt mädchenhafte Schüchternheit ein wenig fest geschlossen, doch in einem Grübchen darunter hockte ein lächelnder Schelm. Und an dem kleinen, lebendig dem Blick entgegen tretenden Konterfei war das Lebendigste, daß es unzweifelhaft kundgab, das lebendige Original müsse noch ungleich sonnenhaftere Wirkung üben, als die nur von der Sonne angefertigte Copie.

So konnte dem Bilde ganz gewiß nicht die Eigenschaft innewohnen, bei dem Beschauer Anlust zu erregen, und das erste, was es auf dem Gesicht des jungen Betrachtenden hervorrief, war auch ein traumhaft aufstrahlender Glanz. Doch gleich dieser einem letzten Abendrotschein, wie er manchmal unerwartet an grautrüben Tage noch zwischen Wolke und Horizont hervorbricht, um einen Augenblick da und dort eine Stelle an der Wand leuchtend zu vergolden und im Nu wieder fortzuschwinden; wie es den Eindruck macht, nur zu dem Zweck, alles noch melancholischer erscheinen zu lassen als vorher. In Wirklichkeit gehört dazu allerdings natürlich eben jenes Verschwinden des goldenen Lichtstrahls, und das Wunderliche war, daß hier im Zimmer die gleiche Wirkung in den Zügen des jungen Arztes eintrat, obwohl die kleine Sonne unverändert vor ihm auf dem Schreibtische blieb. So mußte wohl der Schatten von innen heraus ihm über die Augen fallen; er senkte einmal halb und noch einmal tief auf, dann drehte er, als ob er

damit einer sich selbst diktierten rationalen Kurvorschrift nachkomme, den Blick von der Photographie ab und sah wieder durchs Fenster hinaus.

Das bot jedoch, wie gesagt, auch keine übermäßig erheiternde Anschau und legte allmählich einen immer noch schwermütigeren Reflex auf Ernst Wohlgenuth's reglos hinausblühenden Kopf. Es begab sich jetzt etwas Spazhaftes auf der Straße, denn ein Mann, der offenbar große Eile hatte, glitt aus; eine dicke Papierdüte rutschte ihm vom Arm und streute ein Duzend umherkollender Apfelsinen über den Schnee. Unwillkürlich flog vom Munde des Dr. med. Wohlgenuth: „Num kennst Du das Land, wo die Orangen blühen!“ und er hegte unverkennbar die Absicht, danach zu lachen. Aber seine Lippen brachten eigentümlicherweise keinen Ton heraus, sondern blieben im ersten Ansatze stecken. Der Mann draußen sammelte geduldig seine Weihnachtsfrüchte wieder auf und verschwand, es war alles wie vorher, und nur die Weihnachtsglocke setzte eintönig ihr Geläut über den schneerieselnden Dächern fort.

Plötzlich ergriff der junge Arzt mit einem Ruck einen Briefbogen und schrieb darauf:

„Mein lieber Robert.“

Dein Name soll „berühmter Ratgeber“ bedeuten, hast Du vielleicht gerade einen für mich übrig? — brauchen könnt' ich ihn schon. Ich vergesse freilich, daß wir auf der Universität alles „berühmt“ zu nennen pflegten, obwohl es dieses Epitheton manchmal nicht gerade sonderlich verdient. Wir befanden uns eben auf der Hochschule des Lernens und nicht des Lebens. Daß dies zwei unterschiedliche Dinge sind und auch verschiedenartige Ausdrucksweisen, Bezeichnungen und Anschauungen haben, erfährt man erst später.

Da sitzt Dein lustiger Kamerad — wie manche Kamera und Kamenate haben wir geteilt — als angekündigter Menschendoctor in einem Nest, von dem ich Dir frei zur Wahl stelle, ob Du es lieber nach seinen toten Produkten, Käse und Seringen, oder nach seinen lebendigen Hammeln bezeichnen willst. Auf das Warum kann ich Dir keine Antwort geben, als daß der homo doctissimus et rite cum laude examinatus irgendwo sitzen muß, um auf Patienten zu lauern, wie der Ameisenbär in seinem Sandloch. Allerdings warte ich nicht mehr auf den „ersten“, sondern nur noch auf den zweiten. Ich kam gerade des Weges über eine Koppel auf meinem Berufsgang (vom Brombeerpflücken), als sich die Lieblingskuh unseres regierenden Bürgermeisters an irgend einem Zaun Nagel ein tiefes Loch in den Hinterschinken gerissen hatte. Die Fliegen legten schon ihre große Freude darüber an den Tag, und aus angebotener Abneigung gegen das schlaffstörende Gezucht dachte ich ihnen den Spaß zu verderben, erbarmte mich zugleich meiner Verbandskassette und klebte ihren ganzen Pflasterinhalt auf die Schmarre. Die gute Kuh brummte etwas in der leider von mir auf dem Gymnasium nicht erlernten Kindviehsprache, der Herr Bürgermeister dagegen war von meiner Behandlung und ihrem Erfolg so entzückt, daß er mir in seiner Zungenart ausdrückte, er werde mich fernerhin immer in bukolischen Angelegenheiten konsultieren. Für sich selbst und seine liebe Familie könne er natürlich von dem alten treuen Doktor, der schon seine Großmutter unter die Erde gebracht, nicht abgehen. So warte ich mithin nur auf den „zweiten“, lieber Robert. Es ist heut glatt draußen, und wenn die Götter mir wohl wollen, habe ich vielleicht Hoffnung auf einen komplizierten Beinbruch. Möglicherweise wird's diesmal ein Däse.

Warum ich Dir aber heute schreibe, nachdem ich ein Jahr lang nichts habe von mir hören lassen? Darauf weiß ich eigentlich auch keine Antwort. Oder doch. Die Weihnachtsglocke giebt sie, die draußen den Kindern die Wartezeit bis zum Bescherungstermin verflücht. Als ich sie zuletzt so gehen hörte, saßen Du und ich zusammen. Erinnerst Du Dich noch? Die Bowle war gut. Dann ging ich einmal ein halbes Stündchen fort. Ich kam danach wieder und krank, glaube ich, ziemlich den Römenseil vom Nest, obwohl ich so wenig Durst hatte wie noch niemals im Leben. Aber wo ich inzwischen gewesen, sagte ich Dir nicht.

Es ist so abscheulich still in meiner ärztlichen Eremitenklausel, daß ich es Dir heute erzählen will, um wenigstens das Knirschen meiner Feder auf dem Papier zu hören. Außerdem liegt ein Jahr dazwischen, und was ich damals aus Erbitterung und gekränktem Selbstgefühl verschwie, beichte ich Dir heut in richtigerer Selbsterkenntnis und nachträglicher, freilich nutzlos gewordener Schamempfindung.

(Fortsetzung folgt.)

## ✻ Unsere Bilder. ✻

Das Weihnachtspäsent. Die beiden Freunde, der Herr Stadtförster und der Herr Stadtkämmerer haben sich am Stammtisch so oft herumgestritten, wenn der Förster seine kaum glaublichen Jagderlebnisse erzählte, so daß der Herr Stadtkämmerer heute doppelt freudig überrascht ist, als ihm sein Stammtischgenosse als Festbraten eine prachtvolle Wildente überreicht. Der schlaue Waidmann hat nun gewonnenes Spiel, in den nächsten Wochen glaubt ihm der Stadtkämmerer selbst die tollsten Jagdgeschichten und das ist ihm schon eine fette Ente wert.

**Kleopatra.** Die neueste Geschichtsforschung sucht den Beweis zu erbringen, daß die ägyptische Königin Kleopatra nicht bloß ein bestrickendes Weib, sondern auch eine tüchtige, regierungsluge Herrscherin gewesen sei, deren Handlungen bestimmte Zwecke verfolgten. Auf unserem Bilde aber drängt das Weib die Königin in den Hintergrund. So muß die stolze Schönheit ausgesehen haben, die sich einen Cäsar zu Füßen zwang, die einen Antonius in ihre reizende Nähe bannte, so daß er seine Pflichten gegen Rom und sein Heer vergaß und in sein Verderben ging! Leidenschaftlich blicken die dunklen Augen aus dem weißen Antlitz Kleopatras, zärtlich und drohend zugleich. Das ist der Dämon, dessen Macht sich der Stärkste beugt, das ist das Weib, welches zum Verhängnis wird. Das Bewußtsein ihres stolzen Herrscheriums steht der Königin auf der Stirn geschrieben, sie stirbt eher, denn daß sie sich besiegen läßt. — Das bewies sie durch ihren selbstgewählten Tod.

„Stille Nacht — Heilige Nacht“; wer kennt nicht das feierlich schöne Weihnachtslied, das auch in den bevorstehenden Festtagen von Hunderttausenden mit Andacht gesungen werden wird. Wie unser Heiland in der Hütte der Armut geboren, so ist auch dieses herrliche Lied in einer armenhütten Bauernhütte entstanden. Unser Bild zeigt das in Burghausen in Oberbayern liegende Geburtshaus des Komponisten Franz Xaver Gruber, welchem wir das stimmungsvolle Lied verdanken.

### ☞ Gemeinnütziges. ☜

**Braunkohlensäure zu verwerten.** Bekanntlich zeichnet sich die Braunkohlensäure durch ihren durchschnittlich hohen Gehalt an Calciumsulphat (bis 50 Prozent) aus. Dies ist die Ursache, weshalb sie dort, wo sie in größeren Mengen abfällt, nicht nur unmittelbar als Düngemittel, sowie zur Kompostierung verwertet wird, sondern auch mit Vorteil als Zusatz zum Mörtel bei Bauten in vorgeschrittener Jahreszeit Verwendung findet, zu welchem Zweck sie zur Beseitigung schlackiger und steiniger Bestandteile zuvor durch ein Sieb geworfen werden muß. Infolge des Gehalts an Calciumsulphat bindet der Mörtel rascher ab und erhärtet und trocknet besser.

**Mittel gegen Flöhe.** Auf einen Eimer recht heißen Wassers für 10 Pfg. ungereinigten Karbol, damit recht heiß alle Räume aufgewischt, dieses eine Zeit lang stehen lassen, dann mit kaltem Wasser noch zwei- bis dreimal wiederholen, aber immer einen Tag dazwischen, dann werden die Flöhe verschwunden sein. Das ist das beste Mittel.

**Mittel gegen Kopfschmerz.** Man nehme gesäuerte Brotkrume mit Salz vermischt, mit Rosen-Essig befeuchtet und binde dieses um die Stirn. Ein vor dem Schlafengehen genommene Fußbad mit Asche und Salz hat sich als Hausmittel bewährt. Kopfschmerz, der seine Ursache im zu starken Blutandrang hat, wird beim Schlürfen von kaltem Wasser gemildert und hört bisweilen ganz auf. Rheumatischen Kopfschmerz mildern kalte Waschungen, worauf der Kopf mit wollenem Tuch eingehüllt wird. Bei örtlichem Rheumatismus werden Einreibungen mit liquor natr. nitric (aus 1 Teil Salpeter und 2 Teilen destilliertem Wasser zusammengesetzt) empfohlen.

### ☞ Nachtsch. ☜

#### 1. Bilderrätsel.



#### 2. Kettenrätsel.

a an ben bi blu ehe co cot da de di do do dro el fi he ki krä lo ma ma me me me mel mi nan ni na ra ra ra ra rin ru se ta ta te te ter tos tra.

Beginnend mit dem Worte „Meridian“ bilde man aus obigen Silben 15 vierstellige Wörter, so daß eine geschlossene Wortkette entsteht. Die Anfangsilbe jedes Wortes muß also mit der Schlussilbe des vorausgehenden übereinstimmen. Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Frauenname aus dem Altertume, 2. Komponist, 3. italienischer Minister, 4. Vogel, 5. Prophet, 6. paradiesische Gegend, 7. Interball der Tonleiter, 8. Versmaß, 9. gebrannte Erde, 10. Baum in Ost-Indien, 11. Landstrich in Südamerika, 12. geistiges Getränk, 13. Berg in den Alpen, 14. Pflanze Indiens.

#### 3. Zahlerrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10	Englischer Staatsmann.
2 8 6 9 1 9 7	Eine der drei Parzen.
3 5 1 2 10 8 9	Stadt in Griechenland.
4 2 6 4 9 3 2 8 2	Berg in Tirol.
5 7 1 2 6 7 5 8 8 5	Futtergewächs.
6 2 4 2 7 2 10	Monat der Mohamedaner.
7 2 3 5 6 10 9	Stadt in Italien.
8 6 2 4 9 10 8 2 10 5	Wind auf dem Adriatischen Meere.
9 8 8 5 10 7 5 10	Stadt an der Elbe.
10 9 6 4 2 10 10 5 10	Ehemalige Bewohner Skandinaviens.

Die Anfangsbuchstaben der zehn Wörter ergeben das Wort der ersten Bezeichnung.

#### Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Im Stat liegen: Kreuz- und Karo-Zehn. Mittelhand hat: Kreuz, Pik-Bube, Kreuz-Aß, Pik-Zehn, Dame, Neun, Sieben, Coeur-Zehn, König, Karo-Neun. Hinterhand den Rest. Spiel: 1. Kreuz-Sieben, Aß, König (- 15); 2. Karo-Neun, Sieben, König (+ 4); 3. Kreuz-Aß, Pik-Bube, Karo-Bube (- 4); 4. Pik-Dame, Aß, König (+ 7); Kreuz-Neun, Bube, Coeur-Bube (- 4). Rest dem Spieler.
2. Schwalben, Schwaben.
3. I. Katharina aus: Astanier, Pythagoras, Marianne, Menagerie. II. Hofamunde aus: Herodias, Calanova, Hermunduren, Desdemona. III. Valerine aus: Malvasier, Cutenpiegel, Antiphones, Genezareth. 4. Ruhm, Ruhe.

### ☞ Lusti ges. ☜

#### Letzter Versuch.



Meier: „Also Kunststücke kann der Spudel nicht?“  
 Hundehändler: „Nein, aber er macht schön!“  
 Meier (mit einem Blick auf seine Frau): „Schön macht er? Du Alte, den nehmen wir!“

#### Die richtige Adresse.

A.: „Denken Sie sich, der Schneidberger ist gestern Nachmittag hoch zu Ross hier vorbeigefahren!“

B.: „Und — haben Sie seinen Gaul nicht gefragt, wohin er reitet?“

#### Richtig.

Rechtsanwalt: „Hier ist meine Rechnung, die ich Sie zu begleichen ersuche. Ich habe für Sie das Prozeßverfahren —“

Herr (unterbricht ihn): „Sagen Sie besser, den Prozeß verfahren.“

#### Poesie und Prosa.

„Sagen Sie mir mal aufrichtig, was hat Sie denn veranlaßt, dieses herrliche Epos zu schreiben?“

„Mein Jüngster hat einen neuen Anzug gebraucht!“

#### Vom Schicksal.

Unteroffizier: „Die Salbe war elend geschossen, miserabel! Auf einen Ruck muß eine richtige Salbe raus; ein Blitz, ein Schlag, aber Eure Salben, Kerle — das ist ja wie wenn jemand eine Stiege runterpurzelt!“

#### Kathedertweidheit.

„... Nero hat den Christen den Brand Roms in die Schuhe geschoben.“

#### Aufmunterung.

Junger Herr (auf dem Balle): „Gnädiges Fräulein, ich bin an das Junggesellenleben so gewöhnt, daß ich mich ganz sicher als Ehemann höchst ungeschickt anstellen würde.“

Fräulein: „Aber Sie sollten es doch einmal versuchen.“

#### Stets derselbe.

Professor: „... wissen Sie denn aber auch, Herr Leutnant, wer Fatima war?“

Kavallerist: „Na, was glauben Sie denn! hat ja im letzten Rennen gewonnen!“

#### Ein Ehrenmann.

Vorsitzender: „Grubenhöfer, Ihr seid beschuldigt, den Huberjopp im Wirtshaus mißhandelt zu haben, obwohl er euch vorher reichlich mit Bier und Wein traktiert hat. Das ist doch stark!“

Grubenhöfer: „Ja wissen S', Gnaden Herr Richter, i lass mi holt nit bestecha!“